

Lieblingshimmel

Von Nicole Neuberger

LESEPROBE

Prolog

Gleißendes Licht blendete Louisa. Sie blinzelte und versuchte, sich daran zu erinnern, wo sie war und wie sie dorthin kam. Als ihre Augen sich allmählich an das helle Licht gewöhnt hatten, schaute sie sich um. Sie sah nichts.

Der Raum, in dem sie sich befand, hatte keine Tür und auch keine Wände. War es überhaupt ein Raum? Musste ein Raum nicht Wände haben, um als solcher zu gelten? Oder war er einfach nur so groß, dass sie das Ende nicht sehen konnte? Draußen befand sie sich jedenfalls nicht. Die Decke war ebenso hell und irgendwie endlos wie die Wände. Wo war sie nur? Träumte sie? Was hatte sie getan, bevor sie hierher gekommen war?

Louisa erinnerte sich, aufgestanden zu sein. Sie hatte geduscht, sich angezogen, etwas gegessen und sich auf den Weg zur Arbeit gemacht. Und danach? Nichts. Ihr Gedächtnis war so leer wie dieser Raum. Von dem Moment an, in dem sie ihre Wohnung verlassen hatte, war ihre Erinnerung nichts weiter als ein heller Fleck. Sie schaute an sich herab und erschrak. Sie trug ein schwarzes Etuikleid, das sie nicht kannte. Es saß gut, entsprach jedoch überhaupt nicht ihrem Stil. An den Füßen hatte sie ihre schwarzen Lieblingspumps. Der einzige Schmuck war ein schmaler goldener Ring mit einem Rubin an ihrem Ringfinger. Ein Erbstück ihrer Großmutter. Warum hatte sie sich für diesen Ring entschieden? Gewöhnlich bewahrte sie ihn in einer Schatulle auf und trug ihn nur zu besonderen Anlässen. Louisa verstand die Welt nicht mehr.

»Oh, Sie sind hier?«

Die Stimme riss sie aus ihren Gedanken. Sie kniff die Augen zusammen, konnte aber niemanden sehen. »Hallo?«

Louisa dreht sich um die eigene Achse und stand plötzlich einem Mann gegenüber, der vorher nicht da gewesen war. Unwillkürlich stolperte sie einen Schritt zurück. »Wer sind Sie?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht gut. Sie sollten nicht hier sein. Das ist gar nicht gut. Ich habe es nicht anders verdient. Aber Sie? Nein, das sollte nicht sein. Nicht wegen mir. Nicht heute. Nicht so früh. Viel zu früh.«

Louisa schauerte. Der Mann verhielt sich eigenartig, wunderte sich jedoch anscheinend kein bisschen über den merkwürdigen Raum, in dem sie sich befanden. Und wo war er hergekommen? »Wissen Sie, wo wir sind?«, fragte Louisa den vollkommen in seine Litanei vertieften Mann. Er antwortete nicht, murmelte weiter vor sich hin.

»Sie nicht ... viel zu früh ... meine Schuld.«

Louisa musterte ihn. Er musste um die fünfzig sein oder älter und sah nicht gesund aus. Er hatte dunkle, beinahe lilafarbene Ringe unter den Augen und eine fahle Haut. Vielleicht waren sie in einem Krankenhaus? Der Mann hatte sich offenbar zurechtgemacht, sein Anzug war jedoch alt und zerschlissen und sein Haarschnitt schon lange herausgewachsen.

»Meine Schuld ... alles meine Schuld.«

Louisa räusperte sich, aber der Mann reagierte nicht. »Hallo, hören Sie mich?«, sprach sie ihn erneut an, diesmal viel lauter.

»Ja?« Er sah sie fragend an.

»Wissen Sie, wo wir sind?«

Der Mann nickte und senkte seinen Blick. »Es tut mir leid. So leid. Dass Sie hier sind, ist meine Schuld.« Louisa befürchtete, er würde wieder in seinen Monolog verfallen, aber er fuhr fort: »Mir ging es nicht gut, wissen Sie? Ich habe schon seit einiger Zeit zu viel getrunken, viel zu viel. Und heute Morgen«, er stockte, als müsse er sich den Morgen noch einmal in Erinnerung rufen, »heute Morgen ging es mir noch schlechter als sonst. Ich hatte nichts mehr zu trinken und außerdem Schmerzen in der Brust. Also bin ich zu meinem Wagen gegangen, um ins Krankenhaus zu fahren. Oder zum Supermarkt.« Er zuckte mit den Schultern. »Wohin genau, weiß ich nicht mehr. Beides ist möglich.«

Louisa verstand immer noch nicht, was diese Geschichte mit ihr zu tun haben sollte, wollte ihn aber nicht unterbrechen, aus Sorge, dann überhaupt nichts zu erfahren. Also schwieg sie.

»Ich fuhr die Straße entlang. Ich war nüchtern. Ich schwöre es.« Er hob zwei Finger. »Sonst würde ich wahrscheinlich überhaupt nicht wissen, was passiert ist. Plötzlich war für einen Moment alles schwarz um mich herum, und dann waren Sie da. Wie aus dem Nichts heraus standen Sie vor meinem Auto. Es war meine Schuld. Ich hätte nicht fahren dürfen. Sie sollten nicht hier sein. Es ging Ihnen gut, als man mich ins Krankenhaus brachte. Es ging Ihnen gut. Aber nun sind Sie hier.« Er schüttelte den Kopf und vergrub das Gesicht in seinen Händen. »Es tut mir leid. Das müssen Sie mir glauben. Schrecklich leid.«

Louisa wurde übel. Angst breitete sich in ihr aus. Sie hatte einen Unfall gehabt? Warum konnte sie sich nicht daran erinnern? »Wo sind wir?«, flüsterte sie, während aufsteigende Panik ihr beinahe die Luft abschnürte.

Der Mann nahm die Hände vom Gesicht und sah Louisa an. Tränen füllten seine Augen. »Ich weiß es nicht, aber eins weiß ich sicher. Wir sind tot. Sie sind tot und das ist meine Schuld.« Dann verschwand er. Löste sich einfach in Nichts auf.

Louisa sank zu Boden, konnte nicht mehr atmen, schnappte nach Luft. Mit einem Mal wusste sie. Der Mann hatte recht. Sie war tot. Sie hörte einen gellenden Schrei. Laut, durchdringend, fast wie ein Heulen. Erst Sekunden später bemerkte sie, dass sie es war, die schrie. Sie schrie und schrie. Sie war allein. Sie war tot.

Plötzlich berührte jemand ihre Schulter. Louisa wirbelte herum, sie sah niemanden. Sie war allein.

Eins

Ein markerschütternder Schrei riss Ben aus dem Schlaf. Er schreckte hoch. Alle seine Muskeln waren zum Zerbersten gespannt. Mit hämmerndem Herzen tastete er nach dem Lichtschalter. Plötzlich berührte er etwas. Oder jemanden? Er spürte Stoff unter seinen Fingern. Der Schrei verstummte. Ben knipste das Licht an. Er war allein.

Keuchend atmete er aus. Was zum Teufel war das gewesen? Ein Albtraum? Schlag für Schlag beruhigte sich sein Herz und er konnte allmählich klar denken. Selbstverständlich war niemand in seinem Zimmer. Sein Bett, das Bücherregal, der Esstisch samt Stühlen auf der gegenüberliegenden Seite. Sonst nichts. Der Raum war bis auf die Möbel leer. Er hatte geträumt. Ben ließ sich auf den Rücken fallen. Wer hätte gedacht, dass ihn ein simpler Albtraum aus der Bahn werfen würde.

»Hallo?«

Ben zuckte zusammen. Eine Stimme. Kaum lauter als ein Flüstern, aber eindeutig zu hören. Er sprang aus dem Bett und öffnete die schwere Zimmertür. Aus der Halle strömte ihm kühle Luft entgegen. Unwillkürlich bekam er eine Gänsehaut. Ben horchte. Außer dem leisen Rascheln der Bäume draußen hörte er nichts. Mit nackten Füßen trat er auf die kalten Steinplatten der Diele. Das Haus war dunkel. Zögernd stieg er die lange Treppe hinauf. Auch im oberen

Stockwerk vernahm er kein ungewöhnliches Geräusch. Ben öffnete eine Tür nach der anderen und spähte in die abgedunkelten Räume. Sie sahen aus wie immer, unverändert seit seinem Einzug vor sechs Monaten. Vorsichtshalber drehte er die dicken Eisenschlüssel um, sobald er die Türen wieder geschlossen hatte. Vor dem Schlafzimmer seiner Eltern blieb er stehen. Mit einer Hand auf der Klinke lauschte er. Nichts. Vorsichtig drückte er die Türklinke hinunter. Die Tür gab seinem Druck nicht nach. Sie war verschlossen. Erleichtert stieß Ben den Atem aus, den er unbewusst angehalten hatte.

Auf seinem Weg die Treppe hinunter strich er mit der Hand über das Geländer. Abgesplitteter Lack kratzte an seinen Fingern. In der Halle angekommen blickte er sich noch einmal um. Die kalte Luft und seine inzwischen eisigen Füße ließen ihn frösteln. Er hasste dieses Haus. Es war der Traum seiner Eltern und seine ganz persönliche Hölle.

Ben erwachte früh. Ein Blick auf seine Armbanduhr verriet ihm, dass es fünf Uhr morgens war. An Schlaf nicht mehr zu denken. Er nahm eine kalte Dusche und aß anschließend an die Küchenanrichte gelehnt sein Müsli. Mit einem randvollen To-go-Kaffeebecher verließ er wenige Minuten später das Haus. Die Tür fiel mit einem lauten Knall hinter ihm ins Schloss. Ben atmete tief durch, genoss die frische Morgenluft und das Gefühl von Freiheit, das er stets empfand, wenn er das Haus seiner Eltern verließ. Er stieg in seinen Wagen, legte seine Ledertasche auf den Beifahrersitz und platzierte seinen Becher in der Halterung. Das Brummen des Motors kribbelte vertraut durch seinen Körper. Langsam manövrierte er das Auto über den matschigen Weg bis auf die Schotterstraße, die ihn zur Landstraße führte. Als er die Autobahn erreichte, trat er aufs Gaspedal. Der Motor heulte kurz auf, bevor der Wagen wenige Sekunden später mit 250 Stundenkilometern über die Fahrbahn flog.

Schwungvoll warf Ben seine Tasche auf den Schreibtisch und schaltete den Bildschirm ein. Seine Finger bebten, während das Adrenalin der Autofahrt langsam abebbte. In seinen Schreibtischstuhl gelehnt saugte er die strukturierte Atmosphäre seines Büros in sich auf. Weiße Wände, Aktenschränke, der Schwarz-Weiß-Druck eines Hochhauses. Nichts erinnerte im Entferntesten an die Unordnung, in der er lebte, wenn er seinen Arbeitsplatz verließ. Doch die gewohnte Ruhe wollte sich nicht einstellen. Die Nacht hatte ein kleines, nagendes Gefühl in ihm zurückgelassen. Eine weitere Emotion, die er nicht benennen wollte. Eine weitere Last auf seinen Schultern.

Als Christian das Büro betrat, war Ben bereits in die Bilanz eines Mandanten vertieft.

»Im Ernst, Ben? So früh?« Chris stellte seine Kaffeetasse auf dem Schreibtisch ab und ließ sich auf den Stuhl gegenüber von Ben fallen.

»Dir auch einen schönen guten Morgen, Chris.«

»Morgen«, erwiderte Chris. »Du weißt schon, dass es keinen Frühaufsteherbonus gibt, oder?«

»Wenn ich dieses Projekt nicht richtig plane, brauchen wir bald gar nicht mehr aufzustehen. Diese Bewertung ist eine Riesensache.«

Sein Freund zuckte mit den Schultern. »Hauptsache, am Ende des Tages stimmen die Zahlen. Wie lange bist du überhaupt schon hier? So wie du aussiehst, hattest du eine kurze Nacht.«

»Seit zwei Stunden. Ich konnte nicht schlafen.« Ben schloss die aktuelle Tabelle und öffnete die nächste.

»Du schläfst nicht viel in letzter Zeit. Dieses Haus macht dich echt fertig. Immer noch kein Käufer in Sicht?«

Ben schnaubte. »Glaubst du, ich würde auch nur einen Tag länger dort wohnen, wenn ich einen Käufer hätte? Nein, niemand will die Bruchbude, und wenn das einer versteht, dann ich.«

»Lass uns zumindest mal wieder zusammen ausgehen.«

»Ich kann nicht.« Ben rieb sich seine brennenden Augen.

»Ach, komm schon. Mel hat dich ewig nicht mehr gesehen. Du kannst im Gästezimmer schlafen, dann brauchst du nicht den ganzen Weg zurück in dein Kaff zu fahren.«

»Okay, ich denke darüber nach. Und jetzt lass mich überlegen, wie ich dem Mandanten beibringe, dass wir länger benötigen als erwartet oder ihm zusätzliche Mitarbeiter in Rechnung stellen müssen.«

»Sehr wohl«, Chris tippte sich mit zwei Fingern an die Schläfe, schnappte seine Kaffeetasse und verließ Bens Büro.

Spät am Abend betrat Ben sein Haus. Die Absätze seiner Lederschuhe schallten durch die große Halle. Sein Magen grummelte wütend und seine Muskeln brannten vom stundenlangen Sitzen. Ben hatte die Mittagspause ausfallen lassen und auch kein Abendessen bestellt. Was er jetzt dringend brauchte, waren eine heiße Dusche, etwas zu Essen und Schlaf. Genervt warf er sein Telefon auf den Esstisch und kickte die Schuhe von den Füßen. Auf dem Weg ins Badezimmer öffnete er sein Hemd und stopfte es, dort angekommen, zusammen mit seiner Hose und der Unterwäsche in den überquellenden Wäschekorb. Er drehte den Hahn für das heiße Wasser voll auf und hielt prüfend die Hand darunter. Die Leitung ächzte mehrfach, dann schoss eiskaltes Wasser über Bens Finger. Er zuckte zurück, hielt die Hand dann erneut unter den Wasserstrahl und wartete, bis dieser endlich eine angenehme Temperatur erreicht hatte. Ben stieg in die Wanne und genoss die Wasserstrahlen auf seinem Körper. Der Wasserdruck war nicht annähernd hoch genug, dennoch lockerten sich seine Muskeln nach und nach und ein Teil der Anspannung fiel von ihm ab.

Mit nassen Haaren und einem Handtuch um die Hüften beeilte er sich über den kalten Flur zurück in sein Schlafzimmer. Plötzlich durchzuckte ein Schmerz seinen linken Fuß. Unwillkürlich jaulte Ben auf und hüpfte auf einem Bein weiter. Er war mit dem Fuß am Pfosten seines Bettes hängen geblieben.

»Hallo? Ist da jemand?«

»Ja, verdammt!«, antwortete Ben, ohne darüber nachzudenken. Den Bruchteil einer Sekunde später erfasste sein Gehirn die Situation und brachte seinen Puls zum Rasen. »Wer sind Sie und was machen Sie in meinem Haus?«

»Wo sind Sie? Ich kann Sie nicht sehen.«

»Die Frage lautet doch eher. Wo sind Sie?«, knurrte Ben.

»Im Nirgends, schätze ich.«

»Was soll das heißen? Im Nirgends?« Ben konnte nicht fassen, was er tat. Er sprach mit einer körperlosen Stimme. Auf der Suche nach einem versteckten Lautsprecher ließ er den Blick über die hohe Decke schweifen.

»Ich glaube, ich bin in einem Raum. Es ist hell, aber ich sehe keine Lampen oder die Sonne. Keine Wände oder eine Zimmerdecke. Hier ist nichts. Deshalb glaube ich, ich bin im Nirgends oder im Nirwana, wenn Ihnen das besser gefällt.«

»Mir gefällt das Ganze überhaupt nicht«, murmelte Ben. Er überlegte fieberhaft, woher die Stimme kommen konnte. Sie war weiblich, so viel war sicher. Ungefähr in seinem Alter, vermutete er. Die Frau war traurig oder eine oscarreife Schauspielerin. Oder er drehte schlichtweg durch.

»Sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Gut, dann bin ich nicht allein.«

»Wie sind Sie dahin gekommen, wo Sie jetzt sind?«

»Ich erinnere mich nicht. Als ich ankam, war hier ein Mann. Er war verwirrt, wahrscheinlich sogar betrunken.«

Bens Nerven begannen zu ziehen. Dieser Unsinn hatte ihm gerade noch gefehlt.

»Der Mann hat behauptet, ich sei tot. Sagte, er habe mich überfahren. Und dann ist er plötzlich verschwunden. Ich habe geschrien, aber niemand hat mich gehört.«

»Ich habe Sie gehört«, antwortete Ben, bevor er ihre Worte registrierte. Hatte sie gesagt, sie sei tot? »Moment mal! Behaupten Sie etwa, Sie sind ein Geist? Das ist vollkommener Schwachsinn.«

Eine Weile war es still. Dann hörte Ben ein leises Räuspern. »Wenn ich ein Geist wäre, würden Sie mich sehen können oder wir wären zumindest im gleichen Raum, oder?«

»Was fragen Sie mich? Ich glaube nicht an Geister.«

»Ich auch nicht«, gab die Stimme voller Überzeugung zurück.

Ben lachte freudlos und setzte sich auf sein Bett. Inzwischen hatte sein Fuß aufgehört zu pochen. Er fror und zog sich seine Decke um die Schultern. »Also, Sie wollen mir allen Ernstes weismachen, dass sie tot sind und jetzt im Nirwana oder sonst wo im Nichts herumschweben, das sich zufällig in meinem Schlafzimmer befindet?«

»In Ihrem Schlafzimmer?« Die Verwunderung, die in ihrer Frage mitschwang, war nicht zu überhören.

»Richtig. Dort sitze ich gerade.«

»Oh.«

»Oh?«

»Das ist merkwürdig.«

»Allerdings. Vielleicht wäre es nun an der Zeit, der Sache ein Ende zu bereiten.«

»Und wie?«

»Ganz einfach, Sie sagen mir, wer sie sind und was der Quatsch hier soll«, antwortete Ben genervt.

»Sind Sie wütend auf mich?«

»Natürlich bin ich wütend. Es ist spät und ich bin hungrig, aber statt zu essen oder zu schlafen, sitze ich hier und unterhalte mich mit einer Verrückten, die darauf besteht, tot und im Himmel zu sein.«

»Ich bin nicht im Himmel. Das hier kann unmöglich der Himmel sein. Und verrückt bin ich auch nicht. Nur tot. Leider.«

»Wie auch immer. Ich habe genug davon. Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Louisa Himmel.«

»Bitte?«

»Mein Name ist Louisa Himmel.«

»Soll das ein Witz sein? Sie behaupten, tot zu sein, und dann ist Ihr Name Himmel? Ist Ihnen nichts Besseres eingefallen?«

»So heiße ich nun einmal«, antwortete die Stimme trotzig. »Oder besser gesagt hieß. Behalten Tote ihren Namen?«

Ben zuckte mit den Schultern. »Ich schätze schon.«

»Wie heißen Sie?«

»Ich dachte, das wissen Sie bereits. Sie sprechen immerhin in meinem Schlafzimmer mit mir.«

»Ich bin nicht in Ihrem Schlafzimmer! Und Ihren Namen kenne ich auch nicht. Wie heißen Sie?«

»Benedikt ... Ben Schwarz.« Ben wusste selbst nicht genau, warum er die Frage beantwortete. Wahrscheinlich hatte er einen Gehirntumor oder einen Nervenzusammenbruch.

Ihr Lachen riss ihn aus seinen Gedanken.

»Was?«

»Sie sind der unfreundlichste Mensch, der mir seit Langem begegnet ist, und heißen Schwarz?«

Ben unterdrückte ein Grinsen. »Ich hole mir jetzt etwas zu essen, und wenn ich zurückkomme, sind Sie hoffentlich verschwunden.«

»Sag ich doch. Unfreundlich«, antwortete die Stimme prompt.

Ben schlüpfte in eine Sweathose und ein T-Shirt und verließ den Raum in Richtung Küche. Dort belegte er ein Sandwich, das er mit wenigen Bissen hinunterschlang. In der Halle zögerte er. Alles in ihm sträubte sich dagegen, in sein Zimmer zurückzukehren. Er nahm seinen Laptop vom großen Sideboard an der Eingangstür und ließ sich in den Sessel daneben fallen. Den Computer auf den Oberschenkeln balancierend zog er sich die kratzige Woldecke von der Lehne über seine Schultern und richtete sich auf eine lange Nacht ein.

Zwei

Ben schreckte aus dem Schlaf hoch und wunderte sich einen Moment lang, warum er in dem alten Ohrensessel saß, statt in seinem Bett zu liegen. Während er sich aufrappelte und in sein Zimmer zurückkehrte, hallte ein kurioser Albtraum in seinem Bewusstsein nach. Der Blick auf sein Telefon verriet ihm, dass er verschlafen hatte. Warum hatte er keinen Wecker gestellt? Mit einem leisen Fluchen rieb er sich den schmerzenden Nacken.

»Sie sind wieder da.«

Ben zuckte zusammen. Er hatte nicht geträumt. Eine körperlose Frau sprach in seinem Haus mit ihm, und er wusste nicht, woher die Stimme kam. »Hören Sie, ich habe jetzt keine Zeit, mich weiter mit diesem Unsinn zu beschäftigen. Ich muss ins Büro.«

»Dann bin ich wieder allein.« Ihre Enttäuschung war nicht zu überhören.

»Ich schlage vor, Sie gehen einfach irgendwo anders hin und lassen mich zukünftig in Ruhe.«

»Das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich habe es versucht. Ich bin in alle Richtungen gelaufen, so weit ich konnte, aber am Ende war ich immer noch am gleichen Ort. Nichts verändert sich. Ich sehe keine Fenster, keine Türen, keinen Ausweg. Es ist, als würde ich im Kreis laufen.«

»Hier können Sie nicht bleiben. Das ist mein Haus und ich will Sie nicht hier haben.« Die letzten Worte betonte Ben einzeln, um ihnen Nachdruck zu verleihen.

»Ich verstehe.«

Sie verstand überhaupt nichts. Und er verlor wahrscheinlich den Verstand. »Wie auch immer, ich fahre jetzt ins Büro.«

Ben erhielt keine Antwort, glaubte aber, ein Schluchzen zu hören. Ohne sich weiter darum zu kümmern, duschte er und zog sich an. Routiniert füllte er seinen Kaffeebecher und stieg Minuten später in seinen Wagen. Als er auf der Autobahn das Gaspedal bis zum Anschlag durchtrat, blieb die übliche Entspannung aus.

Er wollte nicht verrückt werden.

Vier Stunden später saß er ungeduldig auf einem Stuhl in der Praxis seines Hausarztes.

»Ben, hallo.« Dr. Iljin betrat den Behandlungsraum und streckte Ben zur Begrüßung die Hand entgegen. »Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Seit der Beerdigung.«

Übelkeit kroch Bens Kehle empor. Er drängte das Gefühl und die Erinnerungen zurück und ergriff die Hand des Arztes, der zu den Freunden seiner Eltern gehört hatte. »Hallo, Dr. Iljin.«

»Was kann ich für dich tun? Du siehst blass aus und hast abgenommen.«

»Ja, ich schlafe nicht besonders gut, seit ...« Ben schluckte schwer. »Ich bin umgezogen.«

Dr. Iljin hob fragend die Augenbrauen. »Du bist auf das Schloss gezogen?«

»Ja.«

»Dann lass uns mal sehen. Irgendwelche Symptome außer dem Schlafmangel? Appetitlosigkeit?«

Ben holte tief Luft. »Ich habe häufig Kopfschmerzen, bin müde, gestern Abend dachte ich, ich hätte eine Stimme gehört, obwohl ich allein war.«

»Eine Stimme?«

Ben nickte.

»Du hast viel durchgemacht, Ben. Hattest eine Menge Stress. Das Haus ist alt, liegt mitten im Wald. Da gibt es viele Geräusche, die ein gestresstes Gehirn als Stimme interpretieren kann. Aber zur Sicherheit machen wir ein paar Tests und einen ausführlichen Check. Einverstanden?«

Wieder nickte Ben, auch wenn er wusste, dass er nicht den Wind gehört hatte.

»Außerdem werde ich bei einem Kollegen einen Gefallen einfordern, damit er dich noch heute für einen Scan einplant.«

»Danke.«

»Kein Problem. Wozu hat man denn Kontakte, mein Junge.«

Nachdem er die Routinetests überstanden hatte, verbrachte Ben zwei Stunden beim Radiologen. Dort wurde ihm nach einem unangenehmen Aufenthalt in einer donnernden Röhre versichert, dass mit seinem Kopf alles in bester Ordnung war. Mit diesem Ergebnis wieder zurück in der Praxis von Dr. Iljin erwartete Ben das Urteil des Arztes.

»Ben, du musst kürzer treten, einen Ausgleich schaffen. Du bist gesund. Ich bin sicher, dein Blutbild wird das bestätigen. Du bist jung und belastbar, aber dein Körper braucht Ruhepausen. Du siehst nicht gut aus. Deine Eltern wären erschrocken, dich so zu sehen. Sie würden sich Sorgen machen. Genau wie ich. Gib besser auf dich Acht, mein Junge.«

Bei der Erwähnung seiner Eltern zog Bens Magen sich zusammen. Er brauchte einen Moment, bis er sprechen konnte. »Danke, Dr. Iljin, ich weiß Ihre Sorge zu schätzen. Vielleicht bin ich wirklich gestresst.« Oder verrückt, fügte er in Gedanken hinzu.

»Wenn du möchtest, kann ich dir die Nummer eines befreundeten Therapeuten geben. Todesfälle mithilfe einer neutralen Person aufzuarbeiten, kann helfen.«

»Das ist nicht nötig. Ich habe alles im Griff.« Ben stand auf und streckte dem Arzt seine Hand entgegen.

Der Mann ergriff sie mit beiden Händen und hielt sie fest. »Ich hoffe, du hast recht, aber tu mir den Gefallen und denk über meinen Vorschlag nach. Eine Therapie würde dir sicher gut tun. Sollten deine Blutwerte auffällig sein, melden wir uns gleich morgen früh. So wie ich das sehe, hörst du nicht von uns. Du kannst mich aber jederzeit anrufen, wenn du etwas bauchst, Ben. Oder wenn du reden möchtest. Deine Eltern und ich waren so lange befreundet, dass ich das Gefühl habe, wir gehören zu einer Familie.« Er gab Bens Finger wieder frei. »Pass auf dich auf.«

Ben schluckte gegen die Übelkeit an. »Ich komme klar, wirklich. Ich verspreche, wenn ich Hilfe brauche, melde ich mich.«

»Okay, dann alles Gute, Ben. Es war mir eine Freude, dich zu sehen.«

»Danke.« Ben verabschiedete sich und verließ die Praxis. Er trat auf die Straße und sog die frische Luft ein. Er war gesund. Warum auch nicht? Dennoch spürte er keine Erleichterung. Die Frage nach der Ursache für die Stimme in seinem Schlafzimmer drängte unablässig in sein Bewusstsein, quälte ihn und verlangte nach einer Antwort. Sie würde ihm keine Ruhe lassen, bis er eine befriedigende Erklärung gefunden hatte.

Als er seinen Porsche am Abend an der gewohnten Stelle parkte, bereute er, Chris' erneute Einladung auf ein Bier ausgeschlagen zu haben. Ben durchquerte die Halle und nahm die Treppe hinunter in den Weinkeller. Viele der Flaschen waren verstaubt, einige der Etiketten kaum noch lesbar. Vermutlich stammten sie von einem der früheren Besitzer des Hauses. Manche waren jedoch lediglich mit einem kleinen Staubfilm überdeckt. Sein Vater hatte sie gekauft. Ben schnappte sich die erstbeste Flasche aus einem der Regale sowie einen rostigen Flaschenöffner,

beeilte sich zurück nach oben und verließ das Haus durch den Vordereingang. Er setzte sich auf die breiten Eingangsstufen, entkorkte den Wein und nahm den ersten Schluck. Die Abendluft war mild und hätte angenehm sein sollen, stattdessen wirkte sie drückend. Ben ließ den Blick über das verwahrloste Grundstück, das einmal ein Park gewesen war, wandern. Inzwischen waren die Rosenbeete, die Hecken und der ehemals gut gepflegte Rasen viel zu lange sich selbst überlassen gewesen. Der ursprünglich gekonnt angelegte Garten hatte sich in einen Urwald aus Dornen, Büschen und Unkraut verwandelt. Bei dem Anblick überkam ihn ein schlechtes Gewissen und gesellte sich zu dem Schmerz und der Wut, die sich bereits durch seine Eingeweide bohrten. Er würde eine Menge Wein brauchen, bis er schlafen konnte.

Obwohl Ben die gesamte Flasche leerte, spürte er nicht die Gelassenheit, die ihm der Alkohol üblicherweise verlieh. Stattdessen konnte er die morgendlichen Kopfschmerzen beinahe schon fühlen, als er ins Haus zurückkehrte. Vor seiner Zimmertür zögerte er und lauschte. Er hörte jedoch nichts. Leise betrat er den Raum, schälte sich aus seinen Klamotten und ließ sich mit einem Stöhnen ins Bett fallen.

»Ben?«

»Verdammt.«

»Sie waren lange fort.«

»Und Sie sollten längst weg sein.«

»Ich kann nicht. Ich habe es versucht. Wieder einmal.«

»Warum tauchen Sie immer ausgerechnet dann auf, wenn ich schlafen möchte? Haben Sie vor, mich durch Schlafentzug in den Wahnsinn zu treiben?« Natürlich war er längst verrückt. Er unterhielt sich mit einer Geisterstimme.

»Nein. Ich hätte früher mit Ihnen gesprochen, aber ich wusste nicht, dass sie da sind.«

»Ich bin schon eine Weile wieder zu Hause.«

»Oh. Ich habe Sie nicht gehört. Eigentlich höre ich überhaupt nichts, wenn Sie nicht sprechen.«

Ben rollte sich im Bett herum, bis sein Gesicht in das Kopfkissen drückte. Das konnte einfach nicht wahr sein. Er musste der Sache ein Ende bereiten.

»Ben?«

Er antwortete nicht.

»Ben?«

»Ja, verdammt. Was ist?«

»Würden Sie bitte ein Geräusch machen?«

»Ein Geräusch? Was für ein Geräusch?«

»Irgendeins. Schlagen Sie eine Tür zu oder klopfen Sie gegen die Wand.«

»Nichts leichter als das.« Ben warf sein zweites Kissen gegen die Lehne eines Stuhl, der daraufhin gegen die Wand kippte. »Zufrieden?«

»Nein.« Statt einer Erklärung vernahm er ein leises Seufzen.

»Was?«, fragte er und war überrascht, wie wenig seiner Gereiztheit in seiner Stimme mitschwang.

»Ich höre nichts.«

»Sie hören mich.«

»Ja, aber nichts anderes. Ich nehme offenbar nur Ihre Stimme wahr.«

»Ich Glückspilz.«

»Heißt das, Sie glauben mir?«

»Natürlich nicht.«

Diesmal klang das Seufzen deutlich mehr nach einem Schluchzen. Bens Nacken kribbelte unangenehm. Er hasste es, wenn Menschen weinten.

»Was kann ich tun, damit Sie mir glauben?«

»Beweisen Sie es«, forderte er sie auf.

»Wie?«

»Woher soll ich das wissen? Es ist Ihre Geschichte.«

»Sie könnten mich googeln. Vielleicht finden Sie einen Eintrag über den Unfall.«

Insgeheim ärgerte Ben sich, nicht selbst auf die Idee gekommen zu sein. Er hätte Louisas Namen längst in die Suchmaschine eingeben können, um herauszufinden, was immer es zu finden gab. Wenn es etwas gab.

Der Laptop lag in der Halle, wo er ihn auf dem Weg in den Weinkeller auf dem Sideboard abgelegt hatte. Ben öffnete den Computer und rief den Internetbrowser auf. Der erste Eintrag, den er zu Louisa Himmel fand, führte zu einer Galerie namens *Kunsthimmel*.

»Sie haben eine Galerie?«

Keine Antwort. Umso besser. Während er die Seite mit den Suchergebnissen weiter nach unten scrollte, ignorierte er die Bilder und überflog stattdessen die Titel der Einträge. Endlich blieb er an einem Artikel hängen. *Galeristin stirbt bei Unfall* lautete die Schlagzeile. Er klickte auf den kurzen Beitrag eines Berliner Stadtmagazins. Schon nach wenigen Zeilen sah er die Geschichte, die ihm die Stimme in seinem Schlafzimmer aufgetischt hatte, bestätigt. Die Berliner Galeristin Louisa H. war von einem betrunkenen Autofahrer angefahren worden. Auf dem Weg ins Krankenhaus war sie an einer Gehirnblutung infolge des Aufpralls gestorben. Bens Nacken prickelte. Louisa hatte die Wahrheit gesagt. Dennoch fielen ihm zwei Details auf. Louisa H. war im Juni in Berlin gestorben. Nun aber war August und sie befanden sich weit weg von der Hauptstadt. »Hören Sie mich?«

Wieder keine Antwort.

»Ach, wenn ich mit Ihnen sprechen will, schweigen Sie. Auch gut.«

Ben klappte den Laptop zu und kehrte zurück in sein Zimmer. Selbst wenn Louisas Geschichte der Wahrheit entsprach, hieß das noch lange nicht, dass er mit einem Geist redete. Jeder konnte googeln und jeder hätte diesen Artikel finden können. Eines war sicher, einbilden konnte er sich das Ganze nicht. Weder hatte er jemals zuvor von der Galerie *Kunsthimmel* gehört, noch war er in letzter Zeit in Berlin gewesen, wo er die Informationen unbewusst hätte aufschnappen können. Vor Erleichterung atmete er geräuschvoll aus.

»Ben?«

»Plötzlich sind Sie wieder da?«

»Ich war nie weg.«

»Sie haben nicht mit mir gesprochen.«

»Ich habe Sie nicht gehört.«

»Tatsächlich?« Ben stand auf und ging erneut hinaus. Er rief in der Halle, im Badezimmer und in der Küche Louisas Namen, ohne eine Antwort zu erhalten. Zurück in seinem Zimmer, klärte er sie auf. »Sie hören mich nur, wenn ich in diesem Raum bin. Das macht es leichter.«

»Was?«

»Der Sache auf den Grund zu gehen.«

»Ben, es gibt nichts, dem Sie auf den Grund gehen könnten. Ich bin tot und Sie sind der einzige Mensch, den ich hören kann. Haben Sie meine Geschichte überprüft?«

Ben nickte.

»Ben?«

»Ja, habe ich.«

»Und?«

»Sie stimmt. Aber jeder hätte diese Informationen im Internet finden können. Wissen Sie, wo wir sind?«

»Natürlich. Ich bin hier in einem Raum, der eigentlich gar keiner ist. Und Sie sind in Ihrem Schlafzimmer, zumindest behaupten Sie das.«

»Ich lebe auf dem Land, weit entfernt von der nächsten größeren Stadt.«

»Oh.«

»Das wussten Sie nicht?«

»Wie sollte ich? Ich bin in Berlin gestorben.«

»Es ist August.«

»Nicht Juni?«

»Nein.«

»Oh.«

Ben schwieg. Alles an Louisa schien echt zu sein. Ihre Geschichte, ihre Überraschung. Wie hieß es? Wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschlossen sind, muss das, was übrig bleibt, die Wahrheit sein. Ben war gesund, offenbar nicht geisteskrank, niemand hatte ein Interesse daran, sein Haus mit Lautsprechern auszustatten, um ihn in den Wahnsinn zu treiben. Sagte Louisa deshalb zwangsläufig Wahrheit? Nein. Ben konnte und wollte sich nicht geschlagen geben. Geister existierten nicht und wenn doch, dann war er ganz sicher niemand, der mit ihnen sprach. Er würde eine andere, eine logische Erklärung finden.

»Was hat das zu bedeuten, Ben?«, riss Louisas Stimme ihn aus seinen Überlegungen.

»Sagen Sie es mir.«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie.

»Hören Sie, es ist spät, mir dröhnt der Schädel und ich bin müde. Lassen Sie mich schlafen und morgen sehen wir weiter.« Heute Nacht würde er ohnehin keine Lösung für das Problem finden.

»Okay.«

Ben zog sich die Decke über den Kopf und schloss die Augen. Doch sein Verstand blieb wach. Wieso er geglaubt hatte, Ruhe zu finden, war ihm ein Rätsel. Statt zu schlafen, überlegte Ben fieberhaft, was er als Nächstes tun sollte. Schließlich kam ihm eine Idee.

»Louisa?«

»Ich dachte, Sie wollten schlafen.«

»Ich kann nicht.«

»Seit ich tot bin, kann ich auch nicht mehr schlafen.«

»Können Sie beweisen, dass sie Louisa Himmel sind?«

»Sie glauben mir immer noch nicht?«

»Eine Suchmaschine können heute schon Grundschüler bedienen.«

»Na und? Das heißt nicht, dass ich lüge. Wie soll ich Ihnen beweisen, dass ich die Wahrheit sage? Meine Name ist Louisa Himmel. Ich bin im Juni bei einem Autounfall gestorben und nun bin ich hier. Bei Ihnen.«

»Sagen Sie mir etwas, das nur Sie wissen.«

»Wie wollen Sie etwas überprüfen, das nur ich bestätigen kann?«

»Lassen Sie das meine Sorge sein.« Ben wusste selbst nicht genau, worauf er hinauswollte, aber er wollte unbedingt beweisen, dass sie kein Geist war.

»Ich trage den Ring meiner Großmutter, den ich normalerweise nur zu besonderen Gelegenheiten anstecke, und ein Kleid, das ich nicht kenne. Es ist schwarz und gehört mir nicht.«

»Es gehört Ihnen nicht?«

»Nein, ich habe dieses Kleid noch nie zuvor gesehen.«

Diese Information half Ben nicht im Geringsten weiter.

»Sie könnten meine Mutter nach dem Kleid fragen.«

»Ihre Mutter?«

»Ja, rufen Sie an und fragen Sie nach.«

Ben sah auf die Uhr. »Zu spät. Wann steht Ihre Mutter morgens gewöhnlich auf?«

»Um sechs.«

»Dann rufe ich dort an, bevor ich ins Büro fahre.«

»Gut.«

Ben sagte nichts mehr und auch Louisa schwieg. Schließlich döste er ein.

Viel zu schnell klingelte der Wecker seines Telefons. Eine weitere kaum erholsame Nacht in einer Reihe von vielen lag hinter ihm und der Morgen brachte die erwarteten Kopfschmerzen.

Sein Telefon in der Hand setzte Ben sich auf. »Louisa?«

»Ja?«

»Wenn Sie mir die Telefonnummer ihrer Mutter nennen, rufe ich sie jetzt an.«

»Danke.«

Ben war sich nicht sicher, wofür Louisa sich bedankte, aber zu seiner Überraschung nannte sie ihm tatsächlich eine Telefonnummer in Berlin. Er notierte sie in seinem Handy und drehte das Telefon eine Weile in seiner Hand hin und her. Was, wenn er eine Bestätigung bekam? Was, wenn er glauben musste? Er schüttelte den Kopf. Was, wenn Louisa tatsächlich ein Geist war? Kurzerhand wählte er die Nummer. Er wollte Gewissheit.

»Himmel?«

Ben räusperte sich überrascht. Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang wie eine ältere Version von Louisa. »Frau Himmel, entschuldigen Sie die frühe Störung. Mein Name ist Ben, Ben Schwarz. Ich war ein Freund von Louisa.«

»Sie kannten meine Tochter?«

»Ja, aber ich lebe über sechshundert Kilometer von Berlin entfernt und habe erst jetzt von dem Unfall erfahren. Ich wollte Ihnen persönlich mein Beileid aussprechen.«

»Vielen Dank. Sie fehlt mir schrecklich.« Die Stimme der Frau am anderen Ende der Leitung wirkte hölzern, als würde sie ihre Emotionen mit aller Kraft zurückhalten. Ben konnte ihren Schmerz beinahe greifen.

»Ihr Verlust tut mir aufrichtig leid. Ich erinnere mich noch genau an mein letztes Treffen mit Louisa. Sie sah wunderschön aus in ihrem schwarzen Kleid und sie trug einen wirklich bemerkenswerten Ring.«

»Das war sicher der Ring ihrer Großmutter. Louisa hat diesen Ring geliebt. Wir haben ihn zusammen mit ihr begraben. Ich wollte, dass sie zumindest irgendetwas Vertrautes mitnimmt.« Ein Schluchzer drang durch die Leitung.

»Das verstehe ich gut.«

»Ich habe ihr ein neues Kleid gekauft, wissen Sie. Louisa sollte gut aussehen, wo immer sie nun ist. Ich hoffe, es gefällt ihr.«

Ein eiskalter Schauer lief Ben über den Rücken. »Davon bin ich überzeugt«, brachte er mühevoll hervor.

»Woher kannten Sie meine Tochter? Sie hat nie von Ihnen erzählt. Oh, entschuldigen Sie bitte, das war unhöflich.«

»Schon in Ordnung. Wir kannten uns über die Arbeit. Sie hat mir einige Bilder verkauft.«

»Dann haben Sie etwas, das sie an Louisa erinnert.«

»Ich habe mehr, als Sie ahnen. Ich muss jetzt leider auflegen, Frau Himmel. Es war schön, Sie kennenzulernen.«

»Danke für Ihren Anruf.«

»Alles Gute, Frau Himmel.« Ben legte auf und vergrub den Kopf in seinen Händen.

»Wie klang sie?«, fragte Louisa einen Moment später. »War sie sehr traurig?«

»Ja.«

»Dachte ich mir«, flüsterte Louisa. »Glaubst du mir jetzt?« Sie war einfach zum Du übergegangen. In Anbetracht ihrer Situation wohl angemessen.

»Ja.« Ben antwortete, ohne darüber nachzudenken. Wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschlossen waren, war, was übrig blieb, die Wahrheit, so unwahrscheinlich sie auch sein mochte.



Taschenbuch 8,99 € bei Amazon, in vielen weiteren Onlineshops und im Buchhandel
ISBN 978-3-7412-2831-5
[eBook 2,99 € bei Amazon](#) und dauerhaft gratis über Kindle Unlimited

Copyright © 2016 Nicole Neuberger
E-Mail: hallo@nicoleneuberger.de
www.nicoleneuberger.de

Lektorat: Susanne Pavlovic
www.textehexe.com

Umschlag: Unter Verwendung von:
©kseniya_ganz und ©aroas - Fotolia.com